

# Literatur und Wandmalerei II

Konventionalität und Konversation

*Burgdorfer Colloquium 2001*

Herausgeben von  
Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali  
und René Wetzel

---

Sonderdruck

3-484-10836-3

---

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 2005



Burghart Wachinger (Tübingen)

## Gespräche in der ›Mörin‹ Hermanns von Sachsenheim

Über Konversation im Mittelalter wissen wir nicht viel. Der Artikel ›Konversation‹ im ›Historischen Wörterbuch der Rhetorik‹ überspringt das Mittelalter sogar so gut wie völlig, dies nun freilich doch zu Unrecht. Es gibt vereinzelte Zeugnisse über gepflegte Konversation etwa bei Tisch, so schon am Hof Karls des Großen. Und es gibt, wenn auch nur in schmaler Tradition, seit Johannes von Salisbury, der auf Macrobius zurückgreift, auch explizite Empfehlungen für die Konversation und Sammlungen von geeigneten Materialien fürs gebildete heitere Gespräch. Daß uns Konversation in praxi vorgeführt wird, ist freilich vor Luthers Tischreden allenfalls in fiktionalen Texten zu erwarten, in diesen aber ist das Gespräch meist eben doch handlungs- oder themabezogen. Konversation als von unmittelbaren Zwecken und thematischen Bindungen freies Gespräch in gesellschaftlichem Rahmen finde ich nirgends so breit entfaltet wie in der ›Mörin‹ Hermanns von Sachsenheim.<sup>2</sup>

Solche Konversation ist allerdings nur eine Variante unter den vielerlei Gesprächsformen, die in der ›Mörin‹ vorgeführt werden. Es gibt z. B. auch pointierte Streit- und Kränkungsdialoge, es gibt Beratungsgespräche, und es gibt die geregelte Wechselrede eines Gerichtsverfahrens, oft gestört von gehässigen Wortwechseln der Parteien, aber doch formal korrekt zu Ende geführt; und erst im Kontrast zu diesen anderen Gesprächsformen wird die Funktion einer Konversation, die nur dem Aufbau und der Pflege eines kommunikativen Einverständnisses auch über Gegensätze hinweg dient, recht sichtbar. Auf die Vielfalt und Bedeutung der Gespräche in der ›Mörin‹ hat bereits Dietrich Huschenbett hingewiesen.<sup>3</sup> Es ist aber das Verdienst Peter Strohschneiders, daß er nach der Funktion der verschiedenen Gesprächsformen und Gesprächssituationen in der ›Mörin‹ gefragt hat.<sup>4</sup> Nicht zu Unrecht nennt er die ›Mörin‹ geradezu eine

<sup>1</sup> K(arl)-H(einz) Göttert, Konversation, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 4, Tübingen 1998, Sp. 1322–1333.

<sup>2</sup> Zitate nach: Hermann von Sachsenheim, Die Mörin, nach der Wiener Handschrift ÖNB 2946 hg. und kommentiert von Horst Dieter Schlosser (Deutsche Klassiker des Mittelalters NF 3), Wiesbaden 1974.

<sup>3</sup> Dietrich Huschenbett, Hermann von Sachsenheim. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts (Philologische Studien und Quellen 12), Berlin 1962, S. 70–81.

<sup>4</sup> Peter Strohschneider, Ritterromantische Versepiik im ausgehenden Mittelalter. Studien zu einer funktionsgeschichtlichen Textinterpretation der ›Mörin‹ Hermanns von Sachsenheim sowie zu Ulrich Fuetrers ›Persibein‹ und Maximilians I. ›Teuerdank‹

»Kommunikation über die Möglichkeiten von Kommunikation«. Den Systematisierungen und Thesen, die Strohschneider aus diesem Ansatz ableitet, vermag ich nicht immer zu folgen. Aber seinen Grundansatz, die Interpretation der ›Mörin‹ auf eine Analyse der Kommunikationsakte im Text zu gründen, halte ich für fruchtbar, und ihm folge ich nach. Zurückstellen möchte ich allerdings seine weitergehende Frage nach dem Kommunikationsangebot des Textes für ein adlig-höfisches Publikum des 15. Jahrhunderts; es bedarf wohl noch einiger Kommentierungsarbeit, ehe man in dieser Frage weiter kommt.

Für unser Tagungsthema ist nun wichtig, daß in fast allen Gesprächen, die der Text vorführt, aber auch in den Erzählpforten, die ja direkter mit dem Publikum zu kommunizieren versuchen, der zitierend-anspielende Umgang mit konventionellen Elementen eine wichtige Rolle spielt. Dazu gehören die Anspielungen auf höfische Erzählliteratur und Neidhart-Tradition,<sup>5</sup> aber auch Sprichwörter und eine Fülle von Wissens-elementen aus Religion, Recht, Geschichte, Geographie und Naturkunde. Das Stichwort ›konventionell‹ trifft diese Elemente allerdings nur teilweise, zumindest dann, wenn man mit ihm auch ›gewohnt, geläufig‹ konnotiert. Manches, was da verarbeitet wird, ist durchaus entlegen und daher für uns schwer oder gar nicht durchschaubar. Ich sage daher lieber ›vorgewußt‹ oder ›vorgefunden‹, damit lassen sich auch noch die in ähnlicher Weise eingesetzten Anspielungen auf zeitgenössische Personen und Ereignisse mit einschließen. Beim Zitieren oder Anspielen werden diese vorgefundenen Elemente vielfach verändert, teils wohl aufgrund einer nur flüchtigen Kenntnis, teils auch, weil sie für den jeweiligen Gesprächs- bzw. Erzählzusammenhang oder auch nur einem passenden Reim zuliebe umgebogen zu sein scheinen. Daß solches Reden und Dichten in Zitaten und Anspielungen ein relativ geschlossenes Publikum mit homogenen Bildungshintergründen voraussetzt, liegt auf der Hand. Wie weit Exklusivität der Kommunikation geradezu Programm des Textes ist,<sup>6</sup> will ich offen lassen. Es geht mir hier vor allem darum, einige Gesprächsabläufe und die Anspielungen in ihnen besser zu verstehen. Da das Detailverständnis immer auch mit Fragen der Gesamtdeutung zu vermitteln ist, scheint es mir sinnvoll, zunächst die wichtigsten Informationen zu Hermann von Sachsenheim und zum Inhalt der ›Mörin‹ in Erinnerung zu rufen und auf ungelöste Fragen der ›Mörin‹-Interpretation hinzuweisen.

Hermann von Sachsenheim, aus edelfreiem Geschlecht stammend, war in nicht näher bestimmbarer Weise juristisch gebildet und wirkte lange als Rat der Grafen von Württemberg. Er war zweimal verheiratet, starb 1458 hochbetagt und ist in der Stuttgarter Stiftskirche begraben. Hermann hat mehrere Dichtungen verfaßt. Am erfolgreichsten waren die ›Grasmetze‹ und die ›Mörin‹. Die ›Gras-

(Mikrokosmos 14), Frankfurt a. M. 1986; das folgende Zitat dort als Überschrift S. 216 und 234.

<sup>5</sup> Auf sie ist vor allem Strohschneider schon ausführlich eingegangen, ebd., S. 256–278.

<sup>6</sup> So Strohschneider, ebd., S. 164–167.

metze‹ sei hier wenigstens knapp charakterisiert, weil ich mich nachher auf sie beziehe. Es handelt sich um ein kürzeres Gedicht, einen pastourellenartigen Werbedialog eines Icherzählers, der sich als liebesnarrischen alten Herrn stilisiert, mit einer jungen Grassammlerin. Er beteuert ihr in hochstilisierten Wendungen seine Liebe, sie aber läßt ihn, spöttisch seine Worte verdrehend, abblitzen. Als er nach ihrer Brust greift und sie sich gewaltsam gefügig zu machen versucht, will ihm sein *zaler* nicht *uf stan*, und er muß blamiert und beschimpft abziehen.

Die mit über 6000 Versen sehr viel umfangreichere ›Mörin‹ hat Hermann von Sachsenheim 1453 abgeschlossen, im hohen Alter von 86 oder 89 Jahren. Er hat dieses Werk der Erzherzogin Mechthild von Rottenburg gewidmet, der Mutter des württembergischen Grafen Eberhard im Bart. Spekulationen, daß in der ›Mörin‹ vielfältige verschlüsselte Bezüge auf Mechthild und ihren Hof zu finden seien, lasse ich beiseite. Ich halte sie nicht für ausreichend gesichert. Man muß sich wohl erst einmal noch intensiver als bisher um ein elementares Verständnis jener Textstellen bemühen, an die man solche Entschlüsselungsversuche geknüpft hat.

Die ›Mörin‹, wie die ›Grasmetze‹ eine Icherzählung, stellt sich in die Tradition der Minnereden, aber sie besetzt mehrere gattungstypische Merkmale so um, daß sie sich als Werk *sui generis* darstellt.<sup>7</sup> Der Icherzähler, als alter verheirateter schwäbischer Adliger gezeichnet, wie der Autor selbst einer war, wird auf einem Spaziergang am konventionellen *locus amoenus* ganz unkonventionell gewaltsam gefangengenommen und auf zauberische Weise durch die Luft ins Reich der Venus entführt. Am Hof der Venus ist zwar Zauberei möglich, auch gibt es eine Göttin aus Griechenland, die sich, geschickt vom Gott Terriant, bei Venus aufhält, und man kann ein paar Schattenfüßler und kopflose Menschen vom Rand der Welt sehen. Insgesamt aber geht es an diesem Hof durchaus menschlich zu, höfisch mit orientalischer Pracht einerseits, allzumenschlich in vielerlei Verhaltensweisen andererseits. Die Religion, der man anhängt, ist in typisch mittelalterlicher Klitterung muslimisch-polytheistisch. Das alles entfaltet sich für den entführten Icherzähler wie für den Leser natürlich erst im Laufe der Geschichte. Zuerst wird der Entführte recht grob in einen Prangerblock geschlossen. Da tritt die Mörin Brunhilt vor ihn, seine Hauptkontrahentin, Dienerin der Venus, eine schwarze Schönheit von starker erotischer Ausstrahlung, aber von höchster Aggressivität. Sie fordert ihn für morgen vor Gericht und kündigt ihm den Tod an, falls er nicht seine Unschuld beweisen kann.

<sup>7</sup> Ingeborg Glier, *Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden* (MTU 34), München 1971, S. 317–328; Jürgen Glocker, *ritter – minne – trüwe. Untersuchungen zur ›Mörin‹ Hermanns von Sachsenheim*, Tübingen, Diss. phil. 1987.

Tatsächlich kommt es zu einem Prozeß. Als Richter fungiert König Tannhäuser zusammen mit zwölf Rittern. Tannhäuser aus Franken, von Venus zum Gemahl erwählt, ist eine Entlehnung aus der um diese Zeit erst dürftig bezeugten Tannhäuser-Ballade oder einer hinter ihr stehenden verlorenen Erzählung.<sup>8</sup> Dieser Tannhäuser erweist sich als schwacher Richter, und in diesem Fall, den Venus angestrengt hat, ist er überdies befangen. Aber er hält sich doch an formale Prozeßregeln, und diese verhelfen dem Gefangenen schrittweise zu günstigeren Positionen. Insofern sollte man nicht von einem »Unrechts- und Willkürverfahren« reden, das das Mißtrauen des Sachsenheimers gegenüber den neuen Rechtsformen zeige.<sup>9</sup> Eher zeugt die »Mörin« von einem großen Vertrauen ihres Autors in die Nützlichkeit formaler Rechtsverfahren, die selbst gegenüber befangenen Richtern Schutz gewähren können.

Eine wesentliche Rolle im Verfahren wie im ganzen Handlungsverlauf spielt der treue Eckhart, auch er wohl eine Entlehnung aus der Tannhäuser-Legende. Er lebt in der »Mörin« als Christ in grauer Mönchskutte mit zwei ebenfalls mönchartig gekleideten Dienern unbehelligt, ja geachtet am heidnischen Venushof. Dieser Eckhart bietet sich dem Gefangenen als Fürsprecher an und erreicht gegen den erbitterten Widerstand der Mörin nicht nur, daß er vom Gericht als solcher anerkannt wird, sondern auch, daß seiner Partei noch zwei *warnen* als Prozeßberater zugestanden werden und daß der Gefangene den Prozeß ungefesselt verfolgen darf. Die *warnen* sind ein Marschall und ein *pelis*, hochstehende und ehrenwerte Persönlichkeiten am Hof, Mohammedaner, aber gemäß ihrer Aufgabe doch um den Gefangenen bemüht. Er wird von ihnen mit köstlichen Speisen versorgt, und mit ihnen kommt es dann zu jenen Konversationen, von denen die Rede war, Gesprächen zwischen höflichen und gebildeten Herren, Unterhaltungen ohne feste Thematik, die eine Atmosphäre der Gemeinsamkeit zwischen adligen Männern auch über die Differenzen der Religion und der Loyalitätsbindungen hinweg entstehen lassen.

Das erweist sich dann auch als nützlich im Rechtsstreit. Der Prozeß führt zunächst zu einer Verurteilung des Icherzählers, wenn auch die Entscheidung auf eine für die Anklage blamable Weise denkbar knapp ausfällt: Die beigezogenen Ritter entscheiden 6 zu 6, so daß alles an der Stimme des Königs hängt. Dieser berät sich auf Vorschlag seines Schreibers mit drei weiteren Rittern. *Die zwen warn schelk, der ain was güt* (3660), sagt der Erzähler. Erst auf ihren 2 zu 1 gegebenen Rat hin wagt Tannhäuser, das Urteil zu sprechen, das ihm auch den Hausfrieden mit Venus sichert: schuldig. Der Verurteilte aber weiß einen neuen juristischen Trick: Er beruft sich wegen Befangenheit des Richters auf die Kaiserin Frau Abentür, eine Figur, die Züge der Fortuna, aber auch der personifizierten Poesie zu tragen scheint.<sup>10</sup> Diese Appellation an eine höhere Instanz

<sup>8</sup> Glocker, *ritter* (Anm. 7), S. 24–51; Burghart Wachinger, Vom Tannhäuser zur Tannhäuser-Ballade, *ZfdA* 125 (1996), S. 125–141.

<sup>9</sup> Strohschneider, *Versepik* (Anm. 4), S. 287.

<sup>10</sup> Glocker, *ritter* (Anm. 7), S. 54–60.

wird am Venushof durchaus ernst genommen. Man prüft die Möglichkeiten einer Reise zu Frau Abentür, aber die Kosten und die Gefahren dieser Reise werden als zu groß empfunden. So sucht man nach einem Kompromiß, bei dem Venus ihr Gesicht wahren kann. Mancherlei Fürbitten aus dem Umkreis der Venus und eine nächtliche Wallfahrt Tannhäusers ins Ehebett stimmen Venus etwas milder. Vor allem aber bewährt sich jetzt die durch Prozeßrollen und Konversation aufgebaute Männerfreundschaft des Beschuldigten mit dem Marschall und dem *pelis*. Nach Verhandlungen, aus denen man die aggressive Mörin fernhält, soll der Icherzähler schwören, sich bei Vorladung binnen drei Jahren in einer von vier Venusstädten zu stellen, in Köln, Basel, Straßburg oder Konstanz, wo sich's gut und freizügig mit schönen Frauen leben läßt. Da der Marschall den Eid auf Lateinisch vorspricht, was Venus nicht versteht, da er dabei wegläßt, was ihm nicht gefällt, und da der Icherzähler wie einst Neidhart bei Ziprion schwört (d. h. bei einem Hund), ist er von allen Verpflichtungen frei. Mit Zaubermitteln wird er wieder zum Ausgangspunkt transportiert, und zuhause erzählt er seiner Ehefrau nur, was ihm geeignet erscheint.

Der Ausgang des Prozesses mit einem Eid, der dem Beschuldigten freie sexuelle Aktivitäten nahelegt, ja sie geradezu zu fordern scheint, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der ursprünglichen Anklage. Diese lautete auf Untreue in der Liebe. Der Widerspruch hat dazu verführt, die Liebesthematik als wenig relevant, als bloßen Aufhänger für die Entfaltung eines Gesellschaftsbilds, zu werten. Aber ehe man so weitreichende Schlüsse zieht, sollte man erst noch genauer fragen, worin denn das dem Icherzähler zur Last gelegte Liebesvergehen bestanden haben könnte.<sup>11</sup> Da aber stößt man auf Schwierigkeiten. Wenigstens zwölfmal ist in der »Mörin« von der erotischen Vergangenheit des Entführten die Rede, ohne daß dem Leser bis zum Ende der Geschichte ganz klar würde, was genau »wirklich« gewesen ist. Immer wieder wird anders perspektiviert und akzentuiert.

Nehmen wir zur Illustration zunächst nur drei der wichtigsten Aussagen über das inkriminierte Verhalten. In der öffentlichen Anklage vor Gericht (1534–1573) behauptet die Mörin, der Gefangene habe sich mit 20 Jahren mit einem Eid in den Dienst der Venus begeben, mit 30 aber habe er sich hinterlistig errungener Liebe gerühmt; gegenüber einer *amy*, die ihm Venus gegeben habe, sei er falsch gewesen; und er habe, obwohl ihm der Beutel leer gewesen sei, jeden harmlos-freundlichen Blick einer anderen Frau gleich als Liebesgewährung gedeutet und damit auch, wenngleich ohne Namensnennung, einem Freund gegenüber großgetan. In der anschließenden Beratung mit Fürsprecher und *warnern* fragen die Berater ihren Schützling erschrocken, ob das denn wahr sei; dann werde die Verteidigung schwierig werden. Der Beschuldigte erwidert, in den Dienst der Venus habe er sich wohl begeben, aber einen Eid habe er ihr

<sup>11</sup> Strohschneider, *Versepik* (Anm. 4), S. 211: »Verschwommenheit dessen [...], was den sachlichen Gehalt des Prozesses ausmacht.«

nie geschworen. Die von Venus gegebene *amy* aber habe ihn wie einen Narren behandelt; da habe er es dann auch *mit der welte loff* gehalten und nicht darauf geachtet, *wer den wirt bezalt*. Wenn eine ihn *gütlich* ansah, dann habe er wie mancher *frumme junge man* gehandelt: *ich hant hin nâch; berümet* aber habe er sich nicht (1610–1635). Diese Darstellung, die fast alles zugibt, es nur anders perspektiviert, beruhigt die männlichen Berater. In der folgenden öffentlichen Verteidigungsrede vor Gericht (1732–1789) hält sich Eckhart zunächst an diese Perspektivierung, dann aber fällt er, wohl dem hohen Stil der Gerichtsrede zuliebe, in eine Jagdmetaphorik, die je nachdem, ob man unter den ausgeschickten Jägern Helfer und Kuppler oder nur die eigenen Augen versteht, wüste Sexorgien oder bloßes Augenflirten bedeuten kann. Insgesamt entsteht freilich der Eindruck, der Beschuldigte sei ein Frauenheld gewesen, der es mit vielen Frauen, wenn schon nicht wüst und falsch, so doch recht lebhaft getrieben hat. Daß in diesem Bild eine wichtige Nuance fehlt, wird aus einigen der im folgenden untersuchten Gesprächspassagen hervorgehen.

Für eine genauere Analyse habe ich vier Gesprächspassagen ausgewählt. Sie repräsentieren drei Gesprächstypen: Konversation in größerem gesellschaftlichem Rahmen (1), pointierter Schlagabtausch im Streitdialog zwischen Mörin und Icherzähler (2 und 3) und vertrauliches Bekenntnis des Icherzählers im Dialog mit Eckhart (4). Geleitet wird die Untersuchung von drei Fragen, ohne daß diese immer schematisch abgehandelt werden: Wie sind die kommunikativen Rollen der Gesprächsteilnehmer gestaltet? Wie stellt sich das Gespräch zum Thema Liebe und Liebesverrat? Und welche Funktion hat unter beiden Aspekten das indirekte Sprechen mit Hilfe von vorgefundenen oder vorgewußten Elementen in Zitaten, Anspielungen, Redensarten, Metaphern usw.?

1. Mein erstes Beispiel ist ein längerer Abschnitt aus einer Folge von Gesprächen, die sich, kurz nach der öffentlichen Appellation an Frau Abentür, vom Nachmittag des zweiten Gerichtstages bis zum Anbruch des nächsten Morgens hinziehen (3872–4793). Ich beschränke mich aber auf die Unterhaltungen, die zwischen zwei Mahlzeiten in Eckharts Zelt stattfinden und die am meisten den Charakter einer gesellschaftlichen Konversation in dem hier gemeinten Sinn zeigen (3892–4533).<sup>12</sup> Ich gebe zunächst einen Überblick über die wichtigsten Teilnehmer (ohne Gefolge und Nebenpersonen) und über die wichtigsten Themen:

3892–3931: Eckhart, Icherzähler, Schreiber: Dank für die schriftliche Fassung der Appellation; Freuden des Venusbergs; das morgige Turnier.

3932–4057: Die Vorigen, dazu Marschall, *pelis* und erstmals der offenbar noch ranghöhere Großhofmeister: Begrüßung; Amusement über einen Betrunkenen; der Icherzähler würde gern das morgige Turnier sehen; Erzählung vom Zauberritt eines Boten auf einem Kalb über die Schwäbische Alb; Informationen über die Grafen von Württemberg.

<sup>12</sup> Schon Glier, *Artes amandi* (Anm. 7), S. 324, nannte diese Unterhaltung ein »Konversationsstück«.

4058–4129: Marschall, *pelis* und Schreiber brechen mit einem Teil der Gesellschaft auf, der Großhofmeister will noch bleiben: Abschiedsgespräch zwischen Marschall und Icherzähler über Fairness im Turnier und im Kampf.

4130–4463: Großhofmeister mit Gefolge, Eckhart, Icherzähler: Moralische und politische Zustände in Deutschland, Zunehmen von Untreue, Leichtfertigkeit der Damen; Fürbitte Eckharts für den Gefangenen; Fragen des christlichen Glaubens, Klagen über die Lebensweise der Pfaffen; philosophische Vorstellungen von der Wiederkehr aller Dinge nach 36000 Jahren, jüdische und christliche Vorstellungen vom Weltende; Erlaubnis zur Beobachtung des morgigen Turniers, Gast wird auch Frau Schande sein.

4464–4533: Eckhart und Icherzähler allein: Nachbetrachtung zu Frau Schande als Gast bei dem Turnier.

So vielfältig die Themen sind, von dem Vorwurf des Liebesverrats, unter dem der Entführte noch vor kurzem auf Leben und Tod angeklagt war, ist mit keinem Wort die Rede, und das Thema Liebe kommt nur am Rande und nur in distanzierender Beleuchtung vor.<sup>13</sup> Das ist kein Zufall. Distanz von den Aufregungen des Prozeßthemas scheint hier eine notwendige Voraussetzung für das Gelingen der Kommunikation zu sein. Denn selbstverständlich steht diese Konversation wie jede Konversation unter sehr konkreten gesellschaftlichen Bedingungen. Die Teilnehmer haben zwar als männliche Adlige gewisse Wertmaßstäbe gemeinsam. Aber sie sind verschiedenen Standes und verschiedener Religion, und überdies stand der Großhofmeister noch vor kurzem auf der Seite der Gegenpartei.<sup>14</sup> Wie es sich für eine gute Konversation gehört, werden die Differenzen respektiert, aber doch mit Geist und Charme überspielt. Zu dieser zelebrierten Konversationskultur gehört auch die Redeweise mit ihren Andeutungen, überraschenden Beiläufigkeiten und keineswegs ganz geläufigen Redensarten.<sup>15</sup> Nicht wenig davon ist für uns dunkel.<sup>16</sup> Unverkennbar ist jedoch das Bestreben, die wechselnden Themen durch solche Redeweise in eine Atmosphäre anregend-amüsanten Unterhaltung und vorausgesetzten Konsenses einzubinden. Dadurch ist diese Konversation auch für den Fortgang der Handlung nicht funktionslos. Mit dem Großhofmeister wird ein weiterer Mächtiger am Hof der Venus für den Entführten gewonnen. Der Icherzähler aber gewinnt im Gespräch mit dem hohen Gast zunehmend Rede- und Handlungsfreiheit auch gegenüber seinem Mentor Eckhart. Eckhart möchte nämlich die Reden und Wünsche seines Schützlings in bester Absicht immer wieder zurückstutzen: Er antwortet zunächst an seiner Stelle auf den Gruß von Marschall und Groß-

<sup>13</sup> 4278–4287 leichtfertig liebeshungrige Damen, 4341–4369 Konkubinat der Pfaffen und Problematik des Zölibats.

<sup>14</sup> Daß er jetzt kommt, reimt sich der Schreiber so zusammen, daß er die Seereise zu Frau Abentür scheue (3944f.).

<sup>15</sup> Literaturzitate finden sich hier vergleichsweise selten: 4111–4119 wird der Zweikampf zwischen Parzival und Feirefiz als Beispiel für Fairness angeführt, 4256f. Parzival, Gawan und Wigalois als Musterhelden genannt.

<sup>16</sup> Einige Korrekturen und Ergänzungen zu Schlossers verdienstvollen Anmerkungen (Ausgabe, s. Anm. 2) habe ich im Anhang zusammengestellt.

hofmeister (3948f.), er warnt ihn vor seiner in seiner Lage unangebrachten Neugier auf das Turnier (3992ff.) und vor seiner leichtfertigen Hoffnung, dort schöne Damen zu sehen (4434ff.), und er mahnt ihn, in seiner Kritik hoher Herren und vornehmer Damen nicht zu vorlaut zu werden (4226ff., 4288ff.). Aber der Icherzähler schafft es mit rhetorischer Gewandtheit, solche Einengung ohne Brüskierung Eckharts zurückzuweisen, sich in den Vordergrund der Konversation zu spielen und schließlich auch die Fürsprache des Großhofmeisters für seinen Turnierbesuch zu gewinnen. Nur bei theologischen Fragen überläßt er Eckhart gern die Gesprächsführung (4323ff.).

2. Waren in dieser Konversation ein ernsthafter Liebesdiskurs und die Frage eines Liebesverrats der Hauptfigur bewußt ausgeblendet, so werden im folgenden Stück Liebesthemen und -motive benutzt, um im Streitdialog rhetorisch die Oberhand zu gewinnen. Es handelt sich um das Schlußstück eines längeren Dialogs, die erste Konfrontation zwischen dem Icherzähler und seiner Kontrahentin.<sup>17</sup> Vorausgegangen ist die Beschreibung der exotischen Schönheit der Mörin. Diese faszinierende Frau also tritt vor den Prangerblock und begrüßt den schmächtig Gefangenen hintersinnig unfreundlich *uff hofrecht* (314). Dieser empfindet zunächst offenbar seine Ohnmacht gegenüber dieser Frau, der er lieber anders begegnen würde. Er wendet sich ab, Tränen treten ihm in die Augen. Nun sie: ›Reicht mir eine Zwiebel, damit man ihm die Augen auswischen kann!‹ (318f.) Auf solche Grobheit hin fängt er sich und findet nun eine Rolle, in der er die Situation mitgestalten kann. Während sie weiterhin höhnisch und grob zu ihm spricht, ihn duzt und ihn als Mann und als Standespersion zu kränken versucht, bleibt er in der Form höflich, redet sie galant mit *zart frow* und *ir* an und versucht dabei, sie zu irritieren. Mehrfach scheint er sie in die Rolle der umworbenen Minnedame zu drängen, was seiner eigenen erniedrigten Situation das feine Mäntelchen der Minnewerbung umhängt; andererseits kann er ihr so auch verhüllte Frechheiten sagen. Auf diese Weise hält er sie zumindest so lange im Dialog fest, bis einer der dabeistehenden Ritter die Mörin zurechtweist, weil sie ihrer Damenrolle nicht gerecht wird (416–419):

›Es zymmt nit rainen fröwen wol,  
Das sie gefangen redent haifß.  
Von zorn sie in ain lefzzen baifß,  
Das ir das blüt hernächer ran.

Für den Gefangenen in seiner mißlichen Lage ein kleiner Mannestriumph.

Die Schlußpassage dieses Dialogs ist besonders reich an Anspielungen, daher kann sie den beziehungsreich indirekten Redestil gut illustrieren. Dem ersten Schlagabtausch innerhalb dieser Passage liegt wohl eine sprichwörtliche Redewendung zugrunde. Zunächst die Mörin (373–375):

<sup>17</sup> Zu diesem Dialog vgl. Strohschneider, Versepek (Anm. 4), S. 216–226. Ich greife die Schlußpassage nochmals auf, weil ich sie teilweise anders verstehe.

›Mich duncket wol an diner gestalt,  
Und werst du nit der jar als alt,  
du fürst än rüder über Rin.‹

Vermutlich ist das nicht nur irgendein allgemeines ›Exempel für Leichtsinns‹,<sup>18</sup> sondern ist auf das Liebesverhalten des Gefangenen gemünzt; gemeint ist wohl ein Liebeswerben gegen alle Vernunft und ohne die nötigen Voraussetzungen.<sup>19</sup> Der Gefangene jedenfalls fängt hier die Invektive ab, indem er sie wörtlich nimmt und dabei *rüder* nicht als unentbehrliches Lenk-, sondern als ersetzbares Fortbewegungsmittel deutet. Eine Schifffahrt mit anderen Mitteln traue er sich wohl zu (376f.):

Ich sprach: ›zart frow, das möcht wol sin,  
Hett ich güt wetter, wind und segel.‹

Und er setzt seinerseits eine uns unverständliche, aber offensichtlich boshafte (sexual-?)metaphorische Rede dagegen (378f.):

›Mich dunckt, ir wissent öch die regel,  
Wã man den hünren salcz hin leit.‹<sup>20</sup>

Damit bringt er die Mörin zunächst aus der Fassung, so daß sie ihm einen Faustschlag androht. Dann aber versucht sie ihn wieder rhetorisch zu treffen, indem sie von Intimsituationen redet, die in erotisch-obszöner Literatur schon beinahe zu Sexualmetaphern geworden sind: ›Er glaubt, er könne mit mir reden wie mit einer Klausnerin in der Klausen.‹ (384f.) Und nochmals, mit leichter Variation, in direkter Anrede: ›Sag, wo ist die stolze Begine, mit der du, als du noch ein junger nichtsnutziger Liebhaber warst, zum Beichtstuhl gegangen bist?‹ (386–389)<sup>21</sup> Der Gefangene repliziert mit einer topischen Pastourellenfigur, ja wohl konkret mit einer Anspielung auf des Sachsenheimers ›Grasmetze‹; der Hinweis, daß er sie erst *verdt*, voriges Jahr, gesehen habe, wie sie Gras und Ampfer feilbot, scheint anzudeuten, daß er sich erotischen Aktivitäten noch durchaus nahe fühlt. Darauf fällt der Mörin nur eine Beschimpfung ein (392–399):

<sup>18</sup> So Schlosser, Hermann von Sachsenheim (Anm. 2), zur Stelle. ›Schiff ohne (Steuer-) Ruder‹ ist sprichwörtlich, vgl. TPMA, Bd. 9, S. 374, Ruder 1.

<sup>19</sup> Vielleicht im selben Sinn wie die schon erwähnte Wendung der Anklagerede *Wie wol im was der bütel ler, / So wond er doch, er wêr der man.* (1564f.)

<sup>20</sup> Der sprichwörtliche witzige Rat, man müsse einem Vogel, den man fangen will, nur Salz auf den Schwanz streuen (Strohschneider, Versepek [Anm. 4], S. 221, Anm. 17), scheint mir bei Hühnern, die vergleichsweise leicht einzufangen sind, nicht recht zu passen. Denken könnte man auch an einen Zusammenhang mit der Redensart ›auch alte Kühe schlecken noch gern Salz‹, nachgewiesen u. a. von Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 5, Tübingen 1920, Sp. 552 (›von mannsüchtigen alten Weibern‹). Aber eine schlagende Parallele ist auch das nicht.

<sup>21</sup> *stül* kaum ›Gerichtsstuhl‹ (Schlosser, Hermann von Sachsenheim [Anm. 2], zur Stelle), vielmehr ein Ort der Intimität: ›Betstuhl, Beichtstuhl, Abort‹.

›Wie bistu nun so hoczen gail,‹<sup>22</sup>  
 Sprach sie und sach mich grülich an.  
 ›Er went yetz glich, er sie der man,  
 Das er so spotlich antwürt mir.‹  
 Ich sprach: ›zart frow, das machen ir  
 Mit üwer hoffart, die ir tript.  
 Ir wissent wol, sant Alßbeth schribt,  
 Das man gefangen trösten sol.‹

Natürlich geht es dem Gefangenen in diesem Rededuell nicht einfach um karitatives Mitleid, wie es die Heilige Elisabeth zwar nicht ›aufgeschrieben‹, aber vorgelebt hat. Im *trösten* ist vielmehr der *tröst* als Minneterminus mitzuhören,<sup>23</sup> der Gefangene gibt sich damit als Minnewerbender, und so versteht es auch die Mörin (402–405):

›Ich bins nit die suß Arabel,  
 Die dort dem markis wol geviel,  
 Da er sie fürt in ainen kiell  
 Her über merr von Todiern.‹

Selbstverständlich wird Arabel-Gyburg hier nicht, wie Schlosser meint, als »Inbegriff der Treue«<sup>24</sup> zitiert, sondern weil sie sich auf eine Liebschaft mit einem Gefangenen eingelassen hat. Daß sich die Mörin von solchem Verhalten distanziert, weiß der Gefangene geschickt wieder auf einer anderen Ebene abzufangen. Seinen Appell an die Gemeinsamkeit der Bildung beantwortet die Mörin jedoch, indem sie nochmals eine Situation der Intimität evoziert, das Sitzen am Feuer in der häuslichen Gemeinschaft; da aber würde sie sich nicht liebesbereit, sondern aggressiv zeigen (410f.):

›Ja, hett ich dich by ainem für,  
 Ich stieß dich mit den füßen drin.‹

So geht es im Pointenspiel aus den verschiedensten Elementen erotischer Sprach- und Gestaltungstraditionen immer auch um die Dominanz im Antagonismus der Personen und der Geschlechter, für die sie stehen.

3. Auch mein nächstes Beispiel zeigt einen rhetorischen Schlagabtausch zwischen der Mörin Brunhilt und dem Icherzähler, doch sind die von der Situation vorgegebenen Rollen jetzt entscheidend verändert. Das kleine Rededuell findet nämlich statt, unmittelbar nachdem der Verurteilte die Appellation an Frau Abentür angekündigt hat (3742–3749):

<sup>22</sup> *hoczen gail* stelle ich nicht zu *betzen / Hessen* (Schlosser, ebd., zur Stelle), sondern zu *botzen / butzen* ›schaukeln, zappeln‹, hier wohl in obszöner Bedeutung: ›gierig zu ficken‹.

<sup>23</sup> So schon Glocker, *ritter* (Anm. 7), S. 244.

<sup>24</sup> Schlosser, Hermann von Sachsenheim (Anm. 2), zur Stelle, dagegen Glocker, *ritter* (Anm. 7), S. 244.

›Darummb, her schriber, trit herfür  
 Und machen mir die appellacz!‹  
 Die mörin sprach: ›bystus die kacz,  
 Die staig uff ainen böm gar hoch,  
 Da dort ain jäger here zoch  
 Mit süben hunden uff der fart,  
 Von den der fuchs zerrissen wardt?  
 Ich main, du werst der selbe fuchs.‹

Die Mörin bezieht sich damit auf die Fabel von Fuchs und Katze, die zusammen Mäusefangen gehen. Als die Katze vor den Hunden des Jägers warnt, sagt der Fuchs, er habe einen ganzen Sack voller Listen. Aber die Hunde sind schneller, die Katze kann auf einen Baum klettern, der Fuchs wird zerrissen.<sup>25</sup> So, meint die Mörin, werde auch dem Verurteilten sein Sack voller juristischer Kniffe nichts nützen. Der Angeredete repliziert mit einem anderen Tiergleichnis, inhaltlich aber wechselt er in den Liebesdiskurs (3750–3754):

›Nain, Brunhilt swarcz, ich bins der luß.  
 Was ich am dritten sprung nit fach,  
 Dem heng ich fürbas nit me näch.‹  
 Dü mörin sprach: ›das weiß ich wol.  
 Darummb so bistu untrüw vol.‹

Das Gleichnis stammt aus der enzyklopädischen und allegorisierenden Tierkunde. Die zitierte Proprietät wird allerdings dort dem Leoparden zugeschrieben.<sup>26</sup> Aber auf *fuchs* reimt sich *lébart* eben nicht so gut wie *luchs*. Außerdem ist der Luchs bekannt für seine guten Augen, und das fügt sich gut in den gemeinten Sinn. Das unablässige Augenflirten war einer der Punkte in der Anklage der Mörin gewesen, und der Beschuldigte hatte das *zwinzen* und *zwieren* nie geleugnet. Hier aber fügt er hinzu, daß er bei den so erspähten Liebesobjekten keineswegs immer ans Ziel gelangt sei. Genau dieses Nichtausharren im Minnewerben aber rechnet die Mörin ebenfalls der *untrüw* zu.

4. Das letzte Textstück, das ich besprechen möchte, ist ein nächtliches Gespräch zwischen dem Icherzähler und Eckhart, seinem wichtigsten und vertrautesten Betreuer. Und in diesem Gespräch wird nun das, was im vorigen Beispiel aggressiv angedeutet war, in intimer Situation breiter ausgeführt, freilich bis ins Rätselhafte verschlüsselt. Nach der langen Konversation mit dem Großhofmeister streifen Eckhart und sein Schützling durch das nächtliche Treiben der zum Turnier angereisten Gäste. Schließlich lassen sie sich an einem ruhigen Platz nieder, und da versucht nun Eckhart, Genaueres über eine Liebesaffäre herauszulocken, über *ain abentür, Die was gar scharpff und ungehör* (4659f.). Was der Icherzähler da preisgibt, soll wohl noch offener und ehrlicher sein als alles, was

<sup>25</sup> Gerd Dicke und Klaus Grubmüller, Die Fabeln des Mittelalters und der frühen Neuzeit (MMS 60), München 1987, Nr. 196.

<sup>26</sup> Vgl. z. B. Dietrich Schmidtke, Geistliche Tierinterpretation in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters (1100–1500), Bd. 1–2, Berlin 1968, Bd. 1, S. 328f.

er je öffentlich oder auch nur im Kreis der Berater gesagt hat; denn am Schluß bittet er Eckhart um Vertraulichkeit (4710–4717):

*Ich sprach: ›Eckhart, du häst den briß  
In tütschen landen sunder dort.  
Behalt an mir din gütes wort  
Und hab min red als haimlich bicht!  
Besunder halt mich nit als licht,  
Das ich es tv̄ in rumes wis!  
Der Eckhart sprach: ›gesell, red lis!  
Es wirt von mir nit me gesagt.‹*

Aber was hat der alte Tunichtgut denn eigentlich gebeichtet, und was davon könnte man als *rûm*, als Prahlen mit Liebeserfolgen, verstehen? In dieser Beichte, die mehr verhüllt als preisgibt,<sup>27</sup> ist doch offenbar mehr von Mißerfolgen als von Erfolgen die Rede.

In der schwierigen Einleitungspassage mag man beim Gleichnis von der Katze, die eine Maus vom Speck verjagt, zweifeln, ob der Icherzähler mit der Maus sich selbst meint oder eine umworbene Frau; die Rolle der starken Katze kommt ihm jedenfalls nicht zu. Die eigentliche Beichte von Vers 4669 bis 4705 ist dann überwiegend in Jagdmetaphorik gekleidet, wie sie ja für Minnethematik in vielen Varianten verbreitet war. Aus diesem Metaphernarsenal werden verschiedene Ansätze kombiniert, und gelegentlich wird andere Metaphorik – Kartenspiel, vielleicht auch Heraldik – eingeblendet. So ist die Sinnenebene hinter den Bildern nicht mit letzter Sicherheit zu fixieren. Dennoch sind die Hauptaussagen einigermaßen klar:

4669ff.: Der Icherzähler hatte ein ungehetztes Tier schon beinahe erlegt, da mußte er es über ein Gebirge davonziehen lassen, d. h. er mußte sein Werben um eine junge, noch unerfahrene Frau aufgeben, da diese für Höheres bestimmt wurde.

4676ff.: Eckhart, im Bild bleibend: Das war töricht. Es war doch keine Gemse. Einem Hochwild hättest du weiter nachjagen, d. h. um die Liebe dieser hochstehenden Dame hättest du dich noch mehr bemühen sollen.

4680ff.: Nein, Eckhart, das Tier war gesprengt mit andern farwen.<sup>28</sup> Es war ein *underbild* im Kartenspiel,<sup>29</sup> und um diese Frau habe ich mich mehr bemüht als um andere. Um Hochwild, um hochstehende Damen, bemühe ich mich nicht gern.

4690f.: Eckhart: Warum?

<sup>27</sup> Bezeichnend ist, daß von Neidhart hier ein Redegestus des Abbrechens und Verschweigens zitiert wird, vgl. Glocker, *ritter* (Anm. 7), S. 211f.

<sup>28</sup> Ich vermute hier eine heraldische Vorstellung. Hatte die umworbene Dame einen ›gemischten‹, einen nicht durchweg standesgemäßen Stammbaum?

<sup>29</sup> Im Stuttgarter Kartenspiel (Südwestdeutschland um 1430) gibt es oberhalb der Neun und des Banners für zwei Farben weibliche Figuren: untere Dame, obere Dame, Königin. Vgl. Heribert Meurer, *Das Stuttgarter Kartenspiel*, 2. Aufl., Stuttgart 1991. Für den Hinweis danke ich Barbara und Hans Holländer.

4692ff.: Sei still, Eckhart! *Hochwild das jagt man über land*. Einmal habe ich auch einem Hochwild nachgestellt, da gab es große Aufregung, und die Forstmeister nahmen mir Hunde und Seil weg, ohne daß ich mich rächen konnte.

Der Icherzähler ›beichtet‹ also zwei Werbungsmißerfolge bei zwei Damen verschiedenen Standes. Schließlich gesteht er noch einen Erfolg:

*Doch kamm ich ettwan in den forst  
Gar haymmelich uff ainem rik.  
Ains mals ward mir ain ougenblick  
Von ainem wild, das was gehür.  
Daß zalt ich mir für äbentür. (4700–4704)*

Ein einziger Liebesblick also als *äbentür*, als aufregender Erfolg, den der Icherzähler kaum zu nennen wagt, damit er nicht des *rumes* schuldig wird.

Was der Icherzähler in dieser Beichte offenbart, steht in einem merkwürdigen Kontrast zu dem Bild des Frauenhelden und Tunichtguts, das die Mörin in ihrer Anklage von ihm entworfen hatte und das der Beschuldigte auch seinen Beratern gegenüber nicht wirklich bestritten hatte. Natürlich wissen wir nicht, ob das Gebeichtete die ganze Wahrheit ist, ob die sonst vorausgesetzten Liebeserfolge nur eine Unterstellung sind, die ein Mann nicht gern öffentlich leugnet, oder ob nur zuletzt ein intimerer Bereich der Herzens- und Sehnsuchtsliebe zur Sprache gekommen ist, der neben den Flirtaffären auch existiert hat. Eine Ebene der verbürgten Wirklichkeit gibt es in der ›Mörin‹ nicht. Aber wenn man von dieser ›Beichte‹ her die ›Mörin‹ nochmals durchsieht, findet man allenthalben kleine versteckte Hinweise darauf, daß dieser alte Frauenheld keineswegs immer, vielleicht sogar niemals ein wirklich erfolgreicher Liebhaber war, daß seine Rolle vielleicht nur eine Variante der Rolle des Liebhabers in der ›Grasmetze‹ war. Auch die Mörin scheint das durchaus gewußt zu haben. Das dritte Textbeispiel zeigt es deutlich, und vorher schon könnten die Reden von der Rheinüberquerung ohne Ruder und vom Flirten mit leerem Beutel so etwas implizieren. Aber die Mörin hat die Mißerfolge einfach der *untrw* zugeschlagen. Ihr Maßstab scheint die lebenslange Liebe zu sein oder, wenn die Gegenliebe ausbleibt, das lebenslange beständige Werben um eine einzige Frau. Und auch aus Eckharts Worten in unserem dritten Textstück könnte man diese hohe Minneforderung der literarischen Tradition heraushören: *wie werdt so laß?* Der Icherzähler vertritt demgegenüber im öffentlichen Bereich das Recht zum Flirt, im vertraulichen Gespräch auch das Recht zur Resignation im Großen und zur Vergoldung der Augen-Blicke.

Die ›Mörin‹ Hermanns von Sachsenheim lebt von den Gesprächen. In Verhandlung, Streit, vertraulichem Gespräch und gesellschaftlicher Konversation redet man über dies und jenes, mal so und mal anders. Aber letztlich geht es dabei immer um den Icherzähler. Er bestimmt als erzählendes Ich den Ton des gesamten Textes und formt durch Auswahl, Akzentuierung, Verschweigen, Andeuten und Ironie die Rolle des erzählten Ich. Angeregt wurde der Verfasser



dabei gewiß weniger durch Minnereden als durch Pastourellen und Ich-Mären mit ihren Rollenmustern des erfolglosen, betrogenen, närrischen oder auch schelmenhaften Ich.<sup>30</sup> Innerhalb der erzählten Handlung stehen sein Leben und sein Status auf dem Spiel, seine Rolle muß sich in jeder Gesprächssituation neu einspielen. Gegenüber der im Handeln zunächst überlegenen Mörin behauptet er sich rhetorisch durch pointierte Repliken, die auch Rollenzuweisungen implizieren. Gegenüber Eckhart und einem wachsenden Sympathisantenkreis spielt er sich mit seiner Gesprächskompetenz vom schmähdlich beschuldigten Gefangenen zum geschätzten Unterhalter und respektierten württembergischen Adligen hoch. Das wichtigste Mittel solcher statusverbessernden Rollengestaltung ist ein indirektes Sprechen in Zitaten, Anspielungen, Metaphern und implizierten Wertungen, ist eine Redeweise, die nicht auf der ›nackten Wahrheit‹ insistiert, die auf Aggression mit scharfem Witz zu antworten weiß, vor allem aber auf den Konsens der Vernünftigen und Anständigen baut (womit hier im wesentlichen adlige Männer gemeint sind). Relativiert wird bei solcher Redeweise nicht nur die faktische Wahrheit – was hat der Icherzähler in seinem früheren Liebesleben wirklich getan? –, sondern auch die Gültigkeit mancher Maßstäbe. Gegenüber einer Tradition, die zu wissen glaubt, wie Liebe sein muß, lassen diese Gespräche verschiedene Sehweisen zu. Selbst die Glaubensgegensätze werden in eine gewisse Distanz gerückt. Zwar wird die alleinige Richtigkeit der christlichen Religion vom Icherzähler und seinem Helfer Eckhart und damit vom Text nie in Frage gestellt; aber man insistiert nicht auf den Gegensätzen, sondern sucht Verständigung über sie hinweg. So amüsant das Pointenspiel der Streitdialoge ausgestaltet ist, die Sympathie des Erzählers gehört doch eher jenen Gesprächsformen, die im kultivierten, indirekten, anspielungsreichen Reden Distanz vom Trennenden und Problematischen etablieren, ohne dieses völlig zu verdrängen, und die so dem Zusammenleben, der *conversatio hominum*, dienen.

<sup>30</sup> Vgl. Hans-Joachim Ziegeler, *Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen* (MTU 87), München 1985, S. 49–94.

## Anhang

Im folgenden notiere ich einige Korrekturen und Ergänzungen zu Schlossers Anmerkungen, die sich mir ergeben haben, dazu einige Vorschläge zur Änderung der Interpunktion im Text. Weiteres findet sich oben in den Anmerkungen. Eine durchgehende Kommentierung des nicht einfachen Texts bleibt eine dringende Aufgabe. Nur mit Namen bzw. Sigle zitiere ich Glocker, *ritter* (Anm. 7), TPMA (Anm. 18) und das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (DWb).

340 *büchin* nicht ›buchgelehrt‹, sondern ›aus Buchenholz‹ (DWb 2, Sp. 471) im Sinne von *bagebüchen* (DWb 4/2, Sp. 140) in dessen metaphorischer Verwendung ›derb, knorrig, grob‹. Sinn: ›Du kommst dir mit deinem Latein recht fein vor, daheim bist du wahrscheinlich ein grober Klotz.‹

1064 Der *kärilin ban* kann im Kontext dieser Drohung nicht das *privilegium de non evocando* Karls IV. sein, das den Angeklagten ja vor dem Zugriff der Venus geschützt hätte. Gemeint ist wie V. 1384 Karl d. Gr. als allgemeine Rechtsautorität.

1716 *ongerumptes* = *ungerimtes* (so auch Schlosser selbst auf S. 30).

2043f. Komma nach 2043, Punkt nach 2044: Wenn es um Besitz geht, besteht kein Zweifel, daß meine Herrin tausend Männer durch ihr Zeugnis überführen kann. Wenn es aber um Leben und Tod geht ... Zu *besagen* vgl. V. 3619, dazu Glocker, S. 156 mit Anm. 83 auf S. 359.

2180 Komma am Ende: Wenn Untreue kalt machte, müßte er im schwülsten Sommer erfrieren.

2372 *Ich hon ain bessers hie gedicht* heißt einfach ›ich habe mir etwas Besseres ausgedacht‹. Mit Folgerungen auf die »Allmacht des Autors« (Schlosser zur Stelle) oder »Fiktionalität durchbrechung« (Strohschneider, Versepek [Anm. 4], S. 156, vgl. S. 161) sollte man lieber vorsichtig sein. Frau Abentür gilt innerhalb der Fiktion der Erzählung als real, vgl. 2418–2421.

2667f. *Participia praeteriti! erfert* = *erværet* ›überrascht, betrogen‹.

2670 *lies mich*.

2848–2851 Zur Legende von Mohammeds Sarg zuletzt Glocker, S. 102f.

3092 *bestellet* eher ›(mit Wächtern) verstellt‹.

3588 *hanck zu hinken*. Petrus hinkt im Wächterlauf mancher Osterspiele, dort freilich nicht zur Strafe, sondern von Geburt an, vgl. Fritz Cullmann, *Der Apostel Petrus in der älteren deutschen Literatur*, mit besonderer Berücksichtigung seiner Darstellung im Drama (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 22), Gießen 1928, Anlage S. II–VI.

4002 *giel* ›Maul, hier wohl für das, was aus einem großen Mundwerk kommt, die aufschneiderische Rede.‹

4101 Vgl. Glocker, S. 134 mit Anm. 16 auf S. 354.

4128 Vgl. TPMA, Stroh 8.3. Wohl wieder eine Warnung an den Icherzähler, nicht zu unvorsichtig mit seinen Reden zu sein.

4210–4213 Wohl eine Ausgestaltung der Wendung ›Selbst ausessen, was man gekocht hat‹, die ja impliziert, daß das Gekochte nicht schmeckt; vgl. TPMA, Essen 14.4.1. Schwierig ist allerdings der Sinn im Kontext. Vielleicht kritisiert Eckhart die negative

Darstellung deutscher Verhältnisse durch den Icherzähler, weil sie auf ihn selbst zurückfallen könnte, dann müsse er, was er angerichtet hat, selbst auslöffeln; vgl. die Argumentation des Marschalls 2356–2359 und Eckharts Warnung 4226–4229.

4232 *krücz* wohl eher = *kritz* DWb 5, Sp. 2341.

4241 Kometen gelten als falsche Sterne, vgl. z. B. Konrad von Megenberg, *Das Buch der Natur*, hg. v. Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 75. Die Kurfürsten werden also als richtige Sterne gelobt.

4247 *hosgir* = *hasengeier* DWb 4/2, Sp. 537.

4261 *Hüttlins tail*. Im Wortregister zu *Mittelhochdeutsche Minnereden II*, auf Grund der Vorarbeiten von Wilhelm Brauns hg. v. Gerhard Thiele (DTM 41), Berlin 1938, S. 242, s. v. *teil* sind zwei Parallelstellen aus Werken Hermanns von Sachsenheim nachgewiesen: *Unminne V. 296*; *Des Spiegels Abenteuer* (hg. v. Thomas Kerth [GAG 451], Göppingen 1986), V. 1954. Die dort gegebene Deutung »Bezeichnung einer Raubrittergilde« scheint mir nicht auf alle Stellen zu passen. Schlossers Hinweis auf einen reisigen Knecht des Grafen Hans von Werdenberg – die Stelle in der »Zimmerischen Chronik« findet sich in der 2. Auflage der Ausgabe von Karl August Barack (Freiburg i. B./Tübingen 1884) auf S. 394ff. von Bd. 1 – muß mit allzu vielen Unbekannten rechnen, ohne die Stelle in der »Mörin« wirklich aufzuhellen. Zu erwägen bleibt ein Zusammenhang mit der Redensart *unter dem hütlein spielen / stechen* »betrügen«, vgl. DWb 4/2, Sp. 1991f.; TPMA, hut 9.5.

4272f. Zum Kolbengericht von Fürth s. Glocker, S. 167. Interpunktion: 4270 Komma nach *wol* und Komma am Ende, 4271 Punkt am Ende, 4272 Komma am Ende. Sinn: Es wäre angemessen, daß so jemand mit einer großen Gesellschaft seinesgleichen als Wal im Lebermeer wäre [damit er weit weg ist], wenn Ladislaus gekrönt wird. Vors Fürther Kolbengericht braucht man solche Leute nicht zu laden, sie kommen doch nicht. Unverständlich ist mir allerdings die folgende Einschränkung.

4295–4301 Vgl. Glocker, S. 105–110.

4436f. Unter den Eigenschaften des Eisvogels ist hier die relevant, daß er sich noch im Tode mausert und sein prächtiges Federkleid erneuert. Die nachgewiesene Parallele jetzt in: *Der Junge Meißner, Sangsprüche, Minnelieder, Meisterlieder*, hg. v. Günter Peperkorn (MTU 79), München 1982, II,2, S. 59f. Zur Deutungstradition allgemein: Wolfgang Harms, *Der Eisvogel und die halkyonischen Tage*, in: *Verbum et signum* [Fs. Friedrich Ohly], Bd. 1, München 1975, S. 477–515.

5458–5463 *Durchlüchtig* ist wohl als Apposition zu *fröwen* zu fassen. Interpunktion dann besser so: 5459 Komma am Ende, 5460 Komma nach *Durchlüchtig*, 5461 Komma am Ende; *als ... dick* ist Vergleichssatz, 5462 bezieht sich wieder auf *fröwen*.

5504 Dazu Glocker, S. 133.<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Für Kritik und praktische Hilfe danke ich Alwine Slenczka.